

AM WEGE

Nachrichten des Gau Thüringen im T.-V. „Die Naturfreunde“

6. Jahrgang

Januar 1925



Genossen!

Wir breiten unsere Arme über die Welt, Menschen zu wecken zu ihrem Eigensten, zum Menschentume. Rufer sind wir, tausendstimmige Rufer zu Menschlichkeit und Edelmenschentum. Riesengroß brennt in unseren Herzen die Flamme der Liebe für das All, für unser Geschlecht. Unserer Hände tausendfache Kette umspannt die Menschheit, im Guten, menschlich Reinen, sie zu fesseln. Hunderthänder, Kettenglieder einer lichten, werdenden Zeit. Hunderthänder. Nach dem Licht greifende, sehnende Hände.

Stolz heben wir, die man ducken will, unsere Häupter über die Wolken der Unwissenheit. Was man uns stahl, nehmen wir, wo wir es finden: Bildung und Wissen, die man uns vorenthielt.

Wir bauen an uns, uns zu vervollkommen, daß wir Erbauer sein können einer neuen, hehren Zeit. Aufstieg, Hoffnung verkörpern wir.

Genossen! Erkennt Ihr, die Ihr dies lest, Eure Mission? Erkennt der Einzelne, wo ihm noch Steine fehlen, die er einsetzen kann? Es wendet sich das Jahr. Ein langes Jahr gibt wieder unserm Weg die Zeit. Sie soll der Arbeit, freudiger Arbeit am Einzelnen, am Ganzen gehören. Nur wer an sich den Weg findet, kann andern Wegweiser sein. Nutzt die Zeit. Die Sonne tritt ihre Bahn aufwärts zum Zenith neu an. Kein bess' res Beispiel könnte ich Euch zeigen. Folgt ihr aufwärts! Zum Licht! — Dann, Genossen! Hoffnung, Aufstieg werden wir sein! K. P. Hjr.

(Aus den Gaunachrichten Nr. 1, Januar 1921, entnommen.)

Der Mensch zur frühen Nacheiszeit

Als die Eiszeit durch das endgültige Abschmelzen der nordischen Gletscher abgeschlossen war, endet damit in der vorgeschichtlichen Chronologie gleichzeitig die eiszeitliche (diluviale) Kultur, selbstverständlich ohne daß der Uebergang in geologischer wie in prähistorischer Hinsicht ein plötzlicher war. Langsam bildete sich das Klima zum heutigen heran. Aber trotz den fast unmerklichen Uebergängen können wir die jeweiligen Klimaverhältnisse von dem Ende der Eiszeit ab doch in verschiedene Phasen einteilen, die sich wie folgt gegenseitig ablösen: Gletscherbedeckung — Abschmelzungszeit — Tundra — Steppe — Weide — Wald. Ihre Eigenheiten wirkten sich auch in der menschlichen Kultur aus; denn zu allen Zeiten ist der Mensch genau wie Tier und Pflanze den urreichigen, unwandelbaren Naturgesetzen unterworfen gewesen und hat sich immer, so er sich behaupten wollte, der Umwelt anpassen müssen.

Durch das Abschmelzen der Gletscher wurden im Vorlande zuerst große Ueberschwemmungen erzeugt. Gewaltige Ströme sammelten sich vor den Gletschern und flossen entsprechend der norddeutschen Abdachung nach Nordwesten ab. Diese sogenannten Urstromtäler sind heute noch in Norddeutschland gut sichtbar. Zum Teil fließen die heutigen norddeutschen Ströme noch in diesen durch die Abschmelzung der Gletscher gebildeten Stromtälern, doch brechen sie im letzten Drittel von der alten Richtung scharf nach Norden aus, ein Beweis, daß geologische Kräfte nach der Eiszeit tätig waren, um die nordwestliche Abdachung in eine nördliche zu verwandeln. Ein Blick auf die Landkarte überzeugt uns augenfällig von diesem nacheiszeitlichen tektonischen Geschehen. Der durch das Eis von Norden mitgebrachte Schutt wurde vor den Gletschern zu großen Schutthäufen, sogenannten Endmoränen, angehäuft, und da, wo einst die Gletscher in Hunderten von Metern Dicke gelagert, war die Landschaft von einer mit zermürbtem Schutt zusammengesetzten Erdoberfläche, der sogenannten Grundmoräne, überdeckt. Sie stellt heute, wo sie lehmig ist, den fruchtbarsten Ackerboden, wo sie aber sandig ist, Heideboden dar. Mit dem Rücktritt der Schmelzwässer nach Norden entstand zuerst auf dem nun eis- und überschwemmungsfreien Gebiete eine Tundralandschaft mit Moosen, Flechten und kümmerlichem Gesträuch. Nordisches Gesträuch, das sich der Kälte angepaßt, zog dem Eise

nach und äste sich an den Gaben der Tundra. Die unscheinbaren Pflanzen dieser Landschaft haben im Haushalte der Natur eine gar gewichtige Aufgabe zu lösen, indem sie den Boden aufbereiten für höher organisierte Pflanzen.

Der Mensch war unbewußter Zeuge all dieser gewaltigen geologischen Vorgänge. Das frühnacheiszeitliche Magdalenien, dessen Kultur z. B. in den blauen Haveltonen Norddeutschlands eingebettet liegt, wird von eben dieser Tundralandschaft charakterisiert. Durch Berechnungen der Geologen können wir nun zum ersten Male in der Vorgeschichte exaktere Jahreszahlen angeben, selbstverständlich immer noch auf Tausend abgerundet: Um 15 000 v. u. Z. war das Abschmelzen der nordischen Gletscher in Norddeutschland und dem Baltikum beendet, doch dauerte es immer noch 3000 Jahre, ehe Südschweden eisfrei wurde.

Der Tundra folgte die Steppe mit dem ihr typischen Busch, den trockenen Gräsern, mit kalten Wintern und heißen Sommern. Steppentiere belebten die Landschaft. Auch der Mensch bewohnte diese europäische nacheiszeitliche Steppe an vielen Orten, so auch, wie ich nachgewiesen habe, unser mittleres Elstertal. Die Kultur dieser Steppe sowie die der Tundra reihen wir ein in das Mesolithikum, die Mittlere Steinzeit, die wiederum in verschiedene Unterstufen zerfällt und mit der wir uns heute in ihren Hauptzügen beschäftigen wollen. Doch sei noch kurz vermerkt, daß diese Steppe nach einigen Jahrtausenden abgelöst wurde von der Weide, die sich in der ausgesprochenen Viehzucht-Kultur der Jüngeren Steinzeit widerspiegelt. Der Weide folgte die Waldphase, deren Erscheinungen in der Bronzezeit begannen und bis in die heutige Zeit angehalten haben, doch scheint ihr Höhepunkt erreicht zu sein, denn viele Anzeichen sprechen dafür, daß Weide und Steppe bald Europa wieder ihr Gepräge geben werden; durch das unsinnige Abschlagen von Waldflächen arbeitet der Kulturmensch von heute, und zwar nicht etwa zu seinen Gunsten, diesen Klimaphasen mit Riesenschritten vor. Jede Interglazialzeit hat diese Klimawechsel durchgemacht, und auch unsere Gegenwart, das Alluvium, wird von vielen Geologen, denen ich mich in meinen Ansichten anschließen, als eine „wärmere Zwischeneiszeit“ angesehen. Von der Waldphase geht es wieder rückläufig dem Eise entgegen;

Wald — Weide — Steppe — Lundra — Bergletscherung... eine nette Aussicht; doch eh' Berlin wieder unter nordischem Eis begraben liegt, sind wir und viele kommende Geschlechter längst vergangen. —

Kommen wir nun zu unserem Hauptthema zurück, zur Kultur der Mittleren Steinzeit, die heute noch den Forschern Hunderte von ungelösten Problemen aufgibt; denn es ist noch gar nicht lange her, als die Prähistorie noch keine Uebergänge von der eiszeitlichen Jägerkultur zur immerhin schon hochentwickelten Viehzucht- und Ackerbau-Kultur der Jüngeren Steinzeit kannte und eine Lücke annahm, ohne aber Aufklärung geben zu können, wie aus dem Jäger ein Hirt und Bauer wurde. Scheinbar setzte bei uns gleich das Vollneolithikum mit ihrer kulturellen Höhe ganz plötzlich ein. Alles hat sich entwickelt! Also mußte doch auch hier eine Entwicklung zu konstatieren sein. Emsige Forscherarbeit hat endlich auch hier klareres Licht über das scheinbar nie zu enthüllende Dunkel erbracht. Diesmal war es der Norden, der die Uebergänge dieses Abschnittes der Kulturentwicklung prachtvoll zeigte, zumal wir an Hand der verschiedenen Niveauphasen der Ostsee die Perioden zeitlich genau festlegen können, ein Umstand, der uns in Mitteleuropa, wo ähnliche Typen wie in Norden gefunden worden sind, allerdings nur als Oberflächensfunde, nicht zur Hand steht. Allein aus typologischen Gründen, die anzuführen zu weit führen würden, können wir diese Oberflächensfunde in die Mittlere Steinzeit einreihen. Durch die mesolithische Gewohnheit, in Freiluftstationen zu wohnen, unter leicht aufbaubaren Zelten, Windschirmen usw. — die eiszeitlichen Höhlenwohnungen waren meistens aufgegeben worden — sind Funde in Erdschichten selbst, außer der obersten Decke, bei uns nicht zu erwarten.

Der Norden, gemeint ist damit Dänemark, Schweden, erbrachte uns nun die Funde schichtweise übereinanderlagernd, so daß wir vom Älteren zum Jüngeren gut unterscheiden können und darauf weitere Schlüsse ziehen. So wanderten nach Rossinna um 15 000 v. u. Z. aus dem Oberrheingebiet Schwärme des westeuropäischen Eiszeitmenschen in Norddeutschland ein, und zwar mit der Jägerkultur des späten Magdalenien. Stufe auf Stufe der nacheiszeitlichen Kulturentwicklung können wir nun, wenn auch noch nicht ganz lückenlos, im Norden verfolgen, in deren Aufstieg auch die sog. Rökkenmöddinger fallen, das sind Küchenabfallhaufen, die sich den

Ostufern von Dänemark und dem südlichen Schweden entlang ziehen in Form von Dämmen, die 1—3 m hoch, manchmal bis 300 m lang und 50—60 m breit sind, aufgebaut von den Mahlzeitresten der Nachfolger jener um 15 000 v. u. Z. eingewanderten Jägerhorden, deren Kultur sich durch die leichtere Beschaffung von Nahrung, die das Meer reichlich bot in Form von Fischen, Muscheln usw., zum Fischer herausentwickelt hatte. Tausende und Abertausende von Muschelschalen und Fischresten finden sich in diesen Abfallhaufen, dazu aber auch noch aufgeschlagene Knochen von Jagdtieren des Landes, ein Beweis, daß sie auch noch außer den täglichen Fischgerichten ein Stück Wildpret nicht verschmähten; außerdem liegen dazwischen oft große zusammengereichte Feldsteine, die vom Feuer geschwärzt und ausgeglüht uns Herdstellen verraten. Manchmal befinden sich auch bestattete Menschenknochen in den Dämmen. Werkzeuge gibts dann noch aus Knochen und Feuerstein; letztere sind in den untersten, also ältesten Schichten noch roh zugeschlagen, doch lernte man bald, wie die obersten, also jüngeren Schichten beweisen, die Schneiden schleifen, ein gewaltiger technischer Fortschritt, der dann für die Jüngere Steinzeit von größter Tragweite wurde. Die größte Kulturerrungenschaft war jedoch die Erfindung der Töpferei (Keramik), indem man aus Lehm und Ton Gefäße formen und am Feuer härten lernte. Damit war eine bessere Zubereitung der Speisen möglich gemacht worden, die zur Verfeinerung der Lebensweise wesentlich mit beitrug und für die Wirtschaftsführung der folgenden Kulturen von ausschlaggebender Bedeutung wurde. Als dritte Errungenschaft ist die Zähmung des Hundes als erstes Haustier ein Fortschrittsfaktor, der wiederum den Uebergang vom Jäger und Fischer zum Viehzüchter und Ackerbauer nicht nur anbahnt, sondern auch vermittelt.

Diese Fischer der Muschelhaufenkultur zwangen durch Ueberbevölkerung die tatentfrohe Jugend zum Auswandern, und so finden wir ihre Kolonien entlang der Küsten von Irland, Frankreich, Portugal und Spanien, ja sogar an den Küsten von Nord- und Südamerika. Das besagt zweifellos, daß jene jungen Fischer auf ihren kleinen einfachen Booten große Fahrten unternahmen und Tausende von Jahren vor Kolumbus von Europa aus Amerika schon entdeckt hatten. Doch nicht alle Auswanderer fuhren zur See, sondern ein Teil wanderte nach dem Innern des Kontinents ab; einige setzten sich an den Binnenseen

fest und führten ihre Fischerkultur fort, andere wanderten weiter und jagten in den mitteleuropäischen Grasebenen Steppentiere, so insbesondere das Pferd, das hier, wie die neuesten Forschungen ergeben haben, gezähmt worden ist. Man wird es wohl zuerst als Nahrungs-, später als Reittier benutzt haben. Schwein, Ziege und Rind finden wir von jetzt ab auch als Haustiere vertreten. Dadurch war man unabhängiger von den Zufällen der Jagd geworden und die Mußestunden konnte man mit „höheren“ Dingen, als nur mit der Nahrungsbeschaffung, ausfüllen. So war aus dem Jäger und Fischer der nordischen Urheimat in Mitteleuropa der Hirt und Viehzüchter geworden. Der Ackerbau war das Nächstliegende und der größte Schritt aufwärts; denn alle „höhere“ Kultur setzte die Selbsttätigkeit voraus. Tatsächlich finden wir am Ende des Mesolithikums auch die ersten Anzeichen dafür: außer Getreidequetsch und Mahlsteinen haben die Forscher die Feldfrüchte selbst gefunden, und zwar Gerste, Weizen und Hirse.

Zu gleicher Zeit mit diesen Kulturerrungenschaften schlug die Geburtsstunde der Urindogermanen im Norden, zu deren Nachfolgern nicht nur die heutigen germanischen Völker, wie Skandinavier, Dänen, Deutsche und Engländer, gehören, sondern auch die Kelten, Slawen, Litauer, Römer, Hellenen, Franen und Inder.

Die mitteleuropäischen mesolithischen Verhältnisse sind nicht so klar zu erkennen als im Norden, da die Kulturen in Mitteleuropa zu jener Zeit teils nordische, teils fremdartige Ausstrahlungen und Einsprenglinge darstellen. Hier liegen vor dem Forscher noch viele ungelöste Aufgaben. Vorläufig kennen wir vier verschiedene mesolithische Perioden, die nach typischen französischen und belgischen Fundorten benannt worden sind: Azilien, Tardenoisien, Flénuisien, Kampagnien.

In vielen Höhlen von Südwest-Frankreich und Nordspanien finden sich in den obersten Kulturschichten ganz eigenartige Harpunen und Feuersteinwerkzeuge von kleinem Format in Gemeinschaft mit sonderbar bemalten Kieselsteinen; außerdem befinden sich in Niveauhöhe dieser Kulturschichten Felsgemälde und -gravuren, die zum Unterschiede

von den eiszeitlichen Malereien einen starken expressionistischen Zug aufweisen: die Kultur des Azilien, das gerade in künstlerischer Hinsicht prachtvoll den Uebergang vom eiszeitlichen Magdalenien zur frühneolithischen Kultur übermittelt. Der eiszeitliche Maler hatte rein naturalistisch das Geschaute darzustellen versucht, während der Azilien-Künstler weiterschritt und in seinen Darstellungen schon Ideen verkörpern wollte, vielfach, genau wie bei unseren modernen Futuristen, auf Kosten der Schönheit. Aber nicht nur die Felskunst weist diesen Expressionismus auf, sondern auch die eigenartig bemalten Kieselsteine. Diese gaben mit ihren schriftähnlichen Zeichen den Forschern ein großes Rätselraten. Man wollte in ihnen die ersten Anfänge einer Schrift erkennen und nannte sie irrtümlicherweise Petroglyphen = Schriftsteine. Neuere Prähistoriker erklären sie für „Ahnensteine“, die zu religiösen Handlungen benutzt wurden, und die mit rotem Ocker aufgemalten schriftähnlichen Figuren sind nichts anderes als expressionistische Darstellungen von menschlichen Gestalten mit stärkster, bis ans Extreme grenzender Hervorhebung und Bevorzugung der Geschlechtsorgane, also Fruchtbarkeitsymbole. In Deutschland kennt man diese Kultur vom Kaufertsberg bei Lierheim und aus der großen Dfneithöhle bei Nördlingen; diese besonders interessant durch die Massenbestattung von mit Ocker rotgefärbten Schädeln.

Von den nächsten mesolithischen Perioden, den Tardenoisien und Flénuisien, habe ich in nächster Nähe von Gera mehrere alte Kaststätten aufdecken können, deren Werkzeuginventar ich in einem besonderen Aufsatz behandeln werde. Vom Kampagnien haben wir in Thüringen noch nichts auffinden können; seine Eigenheiten decken sich mit dem, was ich vorn über die späten Kjökkenmøddinger gesagt habe.

Da Thüringen während vorgeschichtlichen Zeiten oft Durchzugsgebiet großer Wandergemeinschaften war, werden sich noch manche Funde auch aus jener fernen mesolithischen Periode ergeben, und gerade wir Naturfreunde sollten bei unseren Wanderungen etwas genauer die umgebrogene Ackererde der Heimat ansehen. Bruno Brause, Gera



Der Wald und seine Bedeutung

Das Dasein und das Wohlbefinden des Menschen ist an gewisse Zustände des Klimas und des Bodens gebunden. Auf beides hat der Wald einen großen Einfluß. Die Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnisse, die Wirkung der Winde und die Veränderlichkeit der Bodenoberfläche sind wesentlich durch die Wälder bedingt. Auf die mittlere Jahrestemperatur hat zwar der Wald bei uns keinen Einfluß, wohl aber auf die Verteilung der Regenmenge und der tellurischen Wasserzirkulation. Der Waldboden ist locker und wird bis zu größerer Tiefe von den Regenmassen durchdrungen. Er ist mit Laub, Nadeln und Moospolstern überlagert, die eine überaus große Wassermasse aufzunehmen und festzuhalten vermögen. Das Wasser sickert in den Untergrund und speist Quellen. Diese bilden Bäche, die wiederum sich zu Flüssen vereinigen. Auf freiem Lande dagegen entföhren Sonne und Wind die Feuchtigkeit. An waldbentblöhten Hängen fließt das Regenwasser herab und führt Sand und Gerölle in kultiviertes Gelände, um dieses mit unfruchtbarem Schutt zu überdecken. Das Wasser, das der Befeuchtung hätte dienen sollen, ist rasch verronnen, und bald liegen die kahlen von tiefen Erosionsrinnen durchfurchten Gehänge dürr und öde wie zuvor. Welche Veränderungen in der Oberflächengestaltung der Hügel- und Bergländer sich ergeben müssen, wenn man den Wald niederschlagen würde, läßt sich hieraus leicht ermessen. So ist man dazu übergegangen, durch Forstschutzesetze dem unnützen Kahlschlag Einhalt zu gebieten. Man hat erkannt, daß dort, wo aus schnöder Gewinnsucht in die Bestände des Waldes eingegriffen wurde, volkswirtschaftlicher Schaden entstehen muß, den ganze Menschengenerationen nicht wieder gut zu machen vermögen. Abschreckende Beispiele hierfür sind die südlichen Kulturländer, vor allem die Waldbarmut der einstigen walddreichen spanischen und griechischen Länder. Auch vom Standpunkt des Naturfreundes sollte der Wald, soweit er nicht anderen kulturellen Bedürfnissen geopfert werden mußte, erhalten bleiben. Was wären wir, wir Sklaven der Maschine, ohne den sonntäglichen Wald mit seinem so wohlthuenden Grün, seinem Schatten und der uns so notwendigen sauerstoffreichen Luft? Hier schöpfen wir Kraft und Geist zu neuem Leben, zu neuem Schaffen, zu neuem Kampfe! Und die Waldbeinsamkeit erfüllt uns mit Poesie über Waldeschönheit und seiner Geschichte.

Am schönsten von allen Waldarten ist der Naturwald, der Mischwald, in dem alle Arten Waldbäume nach eigenen Gesezen in Freiheit wachsen. Der ganze Haushalt der Natur tritt uns hier in ungeahnter Vielheit entgegen. Eine ganze Lebensgemeinschaft von Moosen, Kräutern und Sträuchern bis hinauf zu den größten Baumriesen wetteifern gemeinsam in dem Bestreben, an der Erhaltung und Verschönerung des Waldes beizutragen. Während auf seinem Boden ein ganzes Heer von Insekten, Käfern, Milben und Bakterien den Abfall der Bäume zu Humuserde verarbeiten, erschallen in den rauschenden Baumkronen die lieblichen Weisen der gefiederten Sänger. All diese Vielseitigkeit des Naturwaldes ist zum Teil durch die Forstwirtschaft verloren gegangen. Gemischte Waldungen (in der Forstsprache als Plänter oder Fehmelwirtschaft bezeichnet) bieten mehr Abwechslung als die öden Gassen reiner Kiefern- oder Fichtenbestände. Zur Freude aller Naturfreunde sehen wir in neuer Zeit hier und dort wieder eine Rückkehr zur Fehmelwirtschaft. Die Frage der Wirtschaftlichkeit beider Waldesarten müssen wir schon dem Forstmann überlassen; denn er ist es, der ihr seine ganze Aufmerksamkeit widmen muß. Doch dürfte die Frage der Schönheit des Waldes zum Wohle aller Menschen nicht an zweiter Stelle stehen.

bleiben wir Naturfreunde bei dem Wahren und Schönen, was uns der Wald in seiner Gesamtheit, was uns jeder einzelne Baum und Strauch an Stimmungswerten gibt, dringen wir tiefer ein in das Werden und Vergehen der großen Allmacht Natur, so manches, was uns modernen Menschen des 20. Jahrhunderts im Strudel des Alltags verloren ging, gibt uns der Wald in seiner ganzen Schönheit wieder. Schon die Geschichte des Altertums läßt uns eine ausgesprochene Liebe und Verehrung für den Wald erkennen. Das beweisen uns die vielen Ortsnamen, die zu Ehren vergangener Waldkultstätten entstanden sind. Ortsnamen z. B. wie Hain sind keine Seltenheiten und kann jeder in seiner Heimat finden, während Namen wie Neuth oder Noda auf Ausroden des Waldes hindeuten. Nicht zurück zum Götterkult soll uns das Erkennen des Waldes führen, sondern zur wahren Naturerkenntnis. Darum hinaus aus den dumpfen Gassen der Städte und unter das grüne Dach des Waldes! Tief ergreift uns dort seine heilige Dämmerung, die nur hier und da von

den Sonnenstrahlen durchbrochen wird. Hören wir nicht das Rauschen seiner Wipfel oder das Gluckern eines nahen Bächleins, wir glaubten in den Hallen unserer Dome zu wandeln. Hier liegt in unseren Gefühlen ein Stück Wahrheit, die uns immer wieder im Wald entgegentritt.

Grüßt uns ein Fichtenwald auf harten, steinigen Bergeshöhen, der Eindruck ist erhebend, es lösen sich in uns jene erhabenen und stolzen Gefühle, wie sie ganz dem Aufwärtstreben der Fichten eigen sind. Wo sie auch stehen mögen, sei es in der Ebene, auf den Bergen oder als einzelne unter den hellen Buchenwäldern am Bergeshang, überall bringt sie einen stolzen Zug in ihre Umgebung. Steht sie allein auf saftiger Bergesmatte, wo sie sich frei entwickeln kann, wirkt ihr stolzer Wuchs um so erhebender. Ihre massigen Äste, die dort in regelmäßiger Anordnung bis zum Boden herabreichen, streben an ihren äußeren Enden immer zur Höhe und geben dem Baum die Form einer Pyramide. Aber auch in geschlossenen Beständen, wo infolge Lichtmangel die unteren Äste verkümmern, bleibt ihr stolzer Charakter gewahrt und die von ihr bestandenen Bergklippen erinnern in ihrer Kontur aus der Ferne wie gotische Verzierungen. Sie findet ihresgleichen nur in der Tanne, die ihr sehr ähnelt und oft mit ihr verwechselt wird. Beide unterscheiden sich durch ihre Nadeln, die bei der Tanne in flacher Anordnung an der Unterseite mit zwei hellen Längsstreifen versehen sind; im übrigen aber noch dunkler erscheinen als bei der Fichte. Wiegen sich ihre Kronen im Schmucke der Fruchtzapfen, dann tritt der Unterschied zwischen beiden noch größer hervor. An der Tanne stehen sie aufrecht, während sie an den Ästen der Fichte hängen. In unvergleichlicher Schönheit tritt uns der dunkle Tannen- und Fichtenwald entgegen, wenn die rotbraunen Zapfen im Sonnengolde glänzen. Haben Sie dann ihren Samen zur weiteren Fortpflanzung dem Boden anvertraut, fallen die Zapfen der Fichte zur Erde, nur bei der Tanne fallen die einzelnen Schuppen der Zapfen herab und noch lange stehen die dünnen Stengel auf ihren Ästen. Ganz anders stimmt uns ein Kiefernwald. Je nach dem Boden, auf dem er wächst, fühlen wir anders. Die Kiefer ist ein Baum der sandigen Ebene, sie beherrscht aber auch fast ausschließlich unsere welligen Buntsandsteinlandschaften. In der Ebene, es sei nur an das norddeutsche Flachland erinnert, begegnen uns fast immer Krüppelwälder. Sie erreicht dort nicht die stattliche Höhe als im Hügellande. Nicht mit jenen stolzen und erhabenen Gefühlen,

die uns im Fichtenwald begegneten, sondern in tiefer Behmut nimmt uns so ein verkrüppelter Kiefernwald auf. In ihm offenbart sich die ganze Hoffnungslosigkeit des Daseinskampfes auf unfruchtbaren Boden. Die Strahlen der brennenden Sonne und der Duft der Kiefern wirken dort nur erschlaffend. Die Dürre des Bodens, der alljährlich seiner Streu beraubt wird, und die Schwere der langen Nadeln, die die Zweige an den Ästen herabdrücken, stimmen geradezu tröstlos. Ein frischer Zug kommt in die trostlose düstere Stimmung durch das Vorhandensein zahlreicher Seen, denen der graugrüne Kiefernforst einen stimmungsvollen Hintergrund gibt. Und welcher Kontrast an jenen Wegen, die oft in mehreren Reihen von Birken umsäumt sind. Diese jugendlichen weißen Birken neben den alten düsternen Träumern! Blüht dann im Herbst die Heide und die goldenen Strahlen der Abendsonne lagern über der weiten sandigen Ebene, — ein jeder, der noch Naturempfinden in sich trägt, wird zu jener Andacht gestimmt, die uns die düstere Stimmung der Kiefernheide vergessen macht, wohl aber auch deren Schönheit offenbart. Etwas freundlicher und doch auch mit tiefer Behmut empfängt uns der Kiefernwald im Hügellande. Die kahlen Stämme, deren oberer glänzender Teil der Spiegel heißt, erreichen eine stattliche Höhe, und seine weit ausladenden, gebogenen und knorrigen Äste lassen noch Topiel Licht durch ihre dünnen Kronen scheinen, daß auf dem Boden noch allerlei Kräuter und beerenreiche Sträucher sprießen können. Hellere und dunklere Moospolster bedecken seinen Boden, und im Herbst schießen unzählige Pilze aus ihm hervor. Ein sanftes Rauschen geht durch seine Wipfel, als hörten wir von ferne Orgelklang, der näher und näher an unser Ohr erklingt. Wenn dann die Abendsonnenstrahlen durch die Kronen glitzern und an den rostbraunen Stämmen ihre Farben spielen lassen, ergreift uns ein Gefühl stiller Andacht und Behmut. Nicht umsonst sucht der nervenschwache Mensch Heilung im Kiefernwald, während Lungenkrankte den stolzen Fichtenwald mit seinem Harzgeruch aufsuchen. Wie sich die Birke gern mit der Kiefer vergesellschaftet, so ist es bei der Fichte die Lärche, die mit ihr gemeinsam den Kampf mit den Bergen aufnimmt. An Stolz und Eleganz steht sie besonders im Sommer mit ihrem hellgrünen Nadelkleid der Fichte nicht nach. Der Anblick eines mit Fichten bestandenen und mit jugendfrischen Lärchen durchsetzten Berges wirkt um so schöner. Die Lärche löst in uns das Gefühl der Jugend-

lichkeit, und das besonders, wenn im Frühling an ihren leicht bewegten Zweigen die jungen Nadeln hervorsprossen. Aber auch den Sommer hindurch erscheint sie uns in jugendlicher Schönheit, die auch der Herbst nicht verwischen kann, wenn er ihr Nadelkleid in ein mattes Gelb verwandelt. Lange tritt sie uns in jenem Schmuck entgegen, den ihr erst harte Winterstürme entreißen müssen. Aber auch dann erinnert sie noch durch den Wuchs ihres schlanken Stammes und der regelmäßigen Anordnung ihrer Äste an ihre sommerliche Schönheit, die nur beeinträchtigt wird durch die kahlen Zweige, die mit alten, dünnen Fruchtzapfen behangen sind. Die Lärche ist trotz ihres zarten Aussehens ein wetterfester Baum, nur muß ihm Licht und Freiheit gegeben sein. Sein schlankes Aufwärtstreben und sein zartes Grün ist durch beides bedingt. Was uns die Lärche unter den Nadelbäumen an Stimmungswerten vermittelt, das gibt uns unter den Laubbäumen die Birke wieder. Fast kindlich tritt sie uns in ihrer Jugend entgegen. Zum stattlichen Baum gereift, erscheint sie immer noch in anmutiger, weiblicher Schönheit. Die Birke ist jener Baum, der durch seinen weißen Stamm, seinen leichtbeweglichen Zweigen und mit dem zarten Grün seiner Blätter die Landschaft ungemein belebt. Ein Sehnen und ein Drang hinaus in die freie Natur geht durch die Menschheit, wenn die Birke als eine der ersten ihre zarten Blätter hervorbrechen läßt, und doch wie grausam für den wahren Naturfreund, wenn rohe Hände den zarten Schmuck ihrer Kronen rauben, gleich den Weidenkätzchen, die zuerst den nahenden Frühling verkünden. Wären die Birken nicht so schnellwüchsig und wären es nicht Erinnerungen an Sitten der Altvordern, dann könnte man auch das Birkensehn und Birkenbekränzen als Frevel verurteilen. Doch diese alten Gebräuche wollen wir der Heimat nicht nehmen. Und wieviel Erinnerungen erst hängen an all den prächtigen Buchen und Eichen, denen auch wir heute noch unsere Achtung entgegenbringen. Nimmt uns ein Buchenwald in seinen Schatten auf, immer ladet er zu längerem Verweilen ein. Beschauliche Ruhe und Andacht empfängt uns dort und läßt uns die ganze Fülle ritterlicher Kraft und Schönheit ahnen, die nur in dem prächtigen Wuchs der Buchen und dem zarten Grün des dichten Blätterschmuckes ihren Ausdruck findet. Besonders schön wirkt auf uns so ein Buchenwald im Frühling, wenn das zarte Grün aus den rotbraunen Knospen hervorbricht und das Sonnenlicht ein Spiel der Farben hervorzaubert,

wie es Künstlerhand nicht wiederzugeben vermag. Aber auch im Herbst, wenn sich die Blätter in sattes Rotbraun verwandeln, stehen sie diesem Farbenspiel nicht nach und bringen immer eine seltene Frische in die düstere Herbststimmung. Ihre glatten silbergrauen Stämme, die in beträchtlicher Höhe von den aufwärtstrebenden Ästen bewachsen sind und so eine schöne, ebennmäßige Krone bilden, verleihen der Buche einen vornehmen, ritterlichen Charakter. Durch die Dichte der so in fast gleicher Höhe beginnenden Kronen bilden sie eine geschlossene Decke und man glaubt in einer großen, von mächtigen Säulen getragenen Halle zu wandeln. Das entsprach auch dem Naturempfinden der alten Germanen, wenn sie in heiligen Buchenhainen ihre Götter verehrten. Ihnen war ein heiliger Wald oder eine Bergeshöhe eine würdigere Verehrungsstätte als ein Tempel, von Menschenhänden errichtet. Gleich den Buchenhainen gehörte auch die Eiche zu jenen heiligen Bäumen, die bei den alten Germanen in großer Verehrung standen. Es sei nur an die Donnareiche erinnert, die Bonifazius im Jahre 719 in Geismar fällte und aus deren Holz eine Kapelle errichten ließ, um an Stelle des alten Naturkultes das Christentum zu setzen. Uns aber mag so eine sturmerprobte altersgraue Eiche neue Wege zeigen, die uns zu höheren Menschheitsidealen führen. So macht auch heute noch eine alte wetterfeste Eiche auf uns den allerernstesten Eindruck, den nur ein Baum des Waldes auf uns machen kann. Aus ihr spricht unbändige Kraft und Stärke. Mit ihrem mächtigen von tiefen Rissen durchfurchten Stamm, den knorrigen und nach allen Seiten gebogenen Ästen tritt sie uns wie ein gewaltiger Riese entgegen. Trotz der Kraft, die aus ihr atmet, ist sie sehr frostempfindlich und erst spät im Frühling, wenn alles schon im festlichen Grün prangt, sprossen aus den dicken Knospen ihre Blätter hervor. Der anfangs gelbe, fast bräunliche Farbenton verwandelt sich bald in dunkles Grün, daß sich auch im Herbst lange noch aus dem buntten Farbenton der anderen Laubbäume abhebt. Jahrhunderte lasten auf so einer altersgrauen Eiche, deren Alter nur von der Linde übertroffen wird, die aber bei uns nicht forstmäßig angepflanzt wird, sondern fast immer nur den Dorfplatz ziert und uns so manches aus Großmutter's Zeiten erzählt. Rechnet man bei der Eiche mit einem Alter von 500—600 Jahren, so hat man bei der Linde das doppelte Alter an ihren Jahresringen festgestellt. In den Haushalten des Waldes teilen sich noch *U h o r n*, *U l m e*

(oder Rüster genannt) und Eberesche, deren Vorkommen in unseren Wäldern hinter den bereits beschriebenen erheblich zurückbleibt, ja von vielen Menschen gar nicht unterschieden werden können. Sie alle tragen, ein jedes nach seiner Art, zur Verschönerung des Waldes bei. Besonders der Ahorn erhält durch die reiche Gliederung seiner breiten fünfteiligen Blätter an rötlichem Stiel ein gefälliges Aussehen. Den Höhepunkt seiner Schönheit erreicht er im Herbst, wenn sich seine Blätter in ein tiefes Gelb verwandeln. Die Eberesche, im Volksmund Vogelbeerbaum genannt, wirkt auf uns am schönsten, wenn im Spätsommer ihre roten Früchte sich aus dem Grün ihrer Blätter abheben. — So ist uns der Wald der ewige Urtempel der Mensch-

heit, zu dem sich jeder hingezogen fühlt, der noch Gemütsstiefe in sich trägt. Er ist uns ein Freund, der in alle Lagen des Lebens paßt, der mit dem Traurigen weint, mit dem Fröhlichen lacht und der beruhigend auf jeden einwirkt, der sich dem Zauber seiner Natur übergibt; der uns aber auch den ganzen Daseinskampf offenbart, der zur höchsten Lebensgemeinschaft führt. Allen jenen aber, die sich so weit von den Gesetzen der natürlichen Weltordnung entfernten und den Wald als Stätte der Unrast betrachten, deren Anwesenheit durch abgerissene Baumzweige oder unsaubere Rastplätze kenntlich ist, mag das Sinnlose ihrer Handlungsweise zum Bewußtsein kommen, damit der Wald eine Stätte wahrer Lebensfreude werde.

Hermann Littmann, Gera

Naturerkenntnis und Weltanschauung

Gar oftmals hört man bei dieser oder jener Gelegenheit sagen: „Wir Naturfreunde betrachten uns als Träger einer Kulturbewegung.“ Dieser Ausspruch gilt im allgemeinen als berechtigt. Unternimmt man es aber, im Einzelfalle eine würdige Begründung für den Ausspruch zu erhalten, so ist man doch des öfteren enttäuscht. Man findet eben, daß hierbei mit einer großen Oberflächlichkeit operiert wird. Eben so ergeht es einem, wenn man die eben angestellte Betrachtung auf das Gebiet der Naturerkenntnis und der Weltanschauung überträgt.

Zu den bedeutendsten Faktoren, die unserer Bewegung das Gepräge eines Kulturträgers verleihen, gehört auch der der Naturerkenntnis. Ihm wird ja auch ein großer Platz im Felde unserer Tätigkeit eingeräumt und gerade diese Tatsache gibt mir den Anlaß, einmal die Frage aufzuwerfen, inwieweit man bestrebt ist, mit Intensität den Gedanken der Naturerkenntnis zu verfolgen und daraus Konsequenzen für die Gestaltung seiner Weltanschauung zu ziehen. Oberkommt man der Sache mit einer Oberflächlichkeit entgegen? Schließlich möchte man noch fragen: „Beschäftigt man sich mit Naturerkenntnis auch nur deswegen, weil es gerade Mode ist?“ Letzteres scheint manchmal sehr der Fall zu sein. Betrachten wir uns einmal die Stellungnahme der christlichen Kirche zu der Naturerkenntnis, so werden wir wahrnehmen, daß beide im scharfen Gegensatz zueinander stehen. Vielfach standen die Vertreter der christlichen

Lehre den Vertretern der Naturerkenntnis sehr feindlich gegenüber. Dieser Umstand ist auch leicht zu erklären. Wurden doch gerade durch die Naturerkenntnis dem christlichen Dogmenlehregebäude wichtige Grundpfeiler entrisen. Und wie sehr diese Tatsache ins Gewicht fällt, erfährt man am besten daraus, daß die Vertreter der christlichen Kirche sich nicht scheuten, mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln die Verbreiter der naturerkenntlichen Probleme unschädlich zu machen.

Als Kopernikus' Lehre, die einen gewaltigen Umsturz in der Gedankenwelt über das Sein herbeiführte, nur in lateinischer Sprache erschienen war und sein Werk nur in gelehrten Kreisen gelesen wurde, wollte man seine Lehre totschweigen. Doch als darauf seine Lehre in die Sprache des Volkes übersetzt wurde und in Giordano Bruno einen eifrigen Verfechter fand, da hielten es die Vertreter der Kirche für notwendig, das Werk des Kopernikus auf den Index zu setzen und G. Bruno dem Scheiterhaufen zu überantworten. Ähnlich erging es Galilei. Er entging nur durch Widerruf dem Tode. Doch vermochten jene Laten die Ausbreitung des Gedankens nicht zu unterdrücken. Unaufhaltsam schreitet die Erkenntnis ihren Weg. Darwin brachte wiederum neue Momente, um den Schleier des Naturgeschehens zu lüften. Auch Haeckel brachte neue Beweise, die auch dazu angetan waren, das große Dogmengebäude zu erschüttern. Wir sehen also, in welchem Gegensatz die Erkenntnis des Seins zur christlichen Kirche steht, auch

ersehen wir, wie die Vertreter der christlichen Lehre bestrebt sind, das Wahre, mit der christlichen Lehre aber nicht vereinbarende, zu unterdrücken. Es ergibt sich hieraus für uns der Schluß, daß, wenn wir es ernst mit der Naturerkenntnis meinen, wir uns auf den Standpunkt derselben stellen, und was die natürliche Folge ist, wir befinden uns im Gegensatz zur christlichen Lehre. Um letzteres zum Ausdruck zu bringen, ist es unumgänglich notwendig, daß wir unsere Beziehungen zu den

betreffenden Institutionen lösen, was noch in vielen Fällen geschehen muß, ohne Rücksicht auf etwaige äußere Hindernisse, die sich uns bei dem Vorhaben in den Weg stellen.

Darum noch einmal: „Beschäftigt Euch mit der Naturerkenntnis nicht nur oberflächlich, sondern betrachtet sie als das, was sie uns allen sein soll, nämlich eine Führerin in einer unserer Lebensinteressen entsprechenden Weltanschauung.“
Mich. Lehmann, Aschersleben

Arbeitsdienstpflicht

Als vor nun mehr als 5 Jahren das deutsche Kaiserreich zusammenbrach, als wir, im Weltkriege besiegt, den Versailler Vertrag unterschreiben mußten, verschwand mit mancher anderen Einrichtung auch die allgemeine Wehrpflicht aus der Reihe unserer gesetzlichen Bindungen. Die Bezeichnung „Wehrpflicht“ war eigentlich seit über 100 Jahren eine irreführende; denn schon während der Freiheitskriege hatte man das Instrument der Wehrpflicht, die Landwehr, aus einer demokratischen Verteidigungswaffe des bodenständigen Volkes zu einem Angriffsmittel in Fürstenhand gemacht. Die „Wehrpflicht“ wurde zur „Dienstpflicht“, ein ursprünglich guter Gedanke gewann praktische Formen, die uns und den anderen Kulturvölkern Unheil brachten. — In das Werden neuer staatlicher Formen, in das Ringen um gesunde Lebensverhältnisse der Klassen und Schichten wurde auch ein Gedanke geworfen, der seine Anhänger fand wie 1810 der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht. Eine allgemeine Arbeitsdienstpflicht soll die Rettung aus mancherlei Not bringen. Woher kam der Gedanke, welche Form wurde ihm gegeben und wie stellen wir uns zu ihm?

Die 1918 und 1919 in die Heimat, in die Wirtschaft zurückflutenden Männer, insbesondere die jüngsten Jahrgänge, waren schwer zu ihrer und zu allgemeiner Befriedigung unterzubringen. Eine vernünftige Bodengesetzgebung (Kriegerheimstättengesetz) war dank Helfferich und kaiserlicher Kurzsichtigkeit während des Krieges verhindert worden, kam auch in den Taumelmonaten der Volksbeauftragten nicht zur Durchführung. Millionen von Volksgenossen blieben heimatlos, Hunderttausende arbeitslos. Und hinter ihnen wuchs ein Geschlecht heran, das des Gefühles der Zusammengehörigkeit in weiten Kreisen entbehrt, Kinder einer materialistischen Zeit, asozial

und staatsfeindlich. — Alle Versuche, im Rahmen der gegebenen Gesetze auf der Grundlage der Feldkameradschaft sozial wirkende Arbeitserziehung zu leisten, scheiterten oder blieben auf kleine Kreise beschränkt. Immerhin kamen aus diesen Kreisen theoretische Vorschläge für einen allgemeinen unter gesetzlicher Verpflichtung stehenden Aufbau der Arbeitsdienstpflicht. Hier ist insbesondere der Verein „Arbeitswehr“ des Majors a. D. Numann zu nennen. In ihm sind eine Reihe von Körperschaften und Persönlichkeiten tätig, die für eine solche Dienstpflicht aus wirtschafts- und allgemeinpolitischen Machtgründen eintreten: der Jungdeutsche Orden, der Jungstahlhelm, der Bergwerksdirektor Leopold von Riebeck-Stinnes gehören hierher. Man hofft mit Hilfe eines Arbeitsdienstpflichtgesetzes die Bestimmungen des Versailler Vertrages umgehen zu können, man will auch ein gefügiges Instrument für den Wirtschaftskampf schaffen. Beides ist mehr oder weniger offen ausgesprochen worden. — Von einem anderen Ufer strebt die Jugend das gleiche Ziel aus idealen Beweggründen an. Das Durcheinander der Wirtschaftsformen nach dem Kriege, die Schwächung der Staatsautorität in einem Augenblick, wo man sich vom republikanischen Standpunkt für den Staat verantwortlich fühlte, weckte den Gedanken freiwilligen Opfers. Wege, von der Bodenreform gewiesen, von kapitalistisch denkenden Unternehmern nicht beschritten, sollten von der Jugend gegangen werden. Der Freideutsche Alfred Schär mit einem Kreise Hamburger Jugendlerner aus verschiedenen Bänden trat mit einem Aufruf hervor, der ein Arbeitsdienstpflichtgesetz forderte. Sein Inhalt liegt einem Gesetzentwurf zugrunde, den das Reichsarbeitsministerium ausgearbeitet hat. Folgen wir seinem Wortlaut:

Entwurf eines Arbeitsdienstpflichtgesetzes

Ausgehend von dem Artikel 163, Absatz 1, der Reichsverfassung, der lautet:

„Jeder Deutsche hat, unbeschadet seiner persönlichen Freiheit, die sittliche Pflicht, seine geistigen und körperlichen Kräfte so zu betätigen, wie es das Wohl der Gesamtheit erfordert“,

wird das folgende Gesetz über die Einführung einer allgemeinen Arbeitsdienstpflicht erlassen:

A. Allgemeine Bestimmungen.

§ 1. Alle deutschen Staatsangehörigen beiderlei Geschlechts sind arbeitsdienstpflichtig und können sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen.

§ 2. Der Arbeitsdienstpflicht unterliegen Männer von dem Beginn des 18. bis zur Erreichung des 23. Lebensjahres, Frauen von dem Beginn des 16. bis zur Erreichung des 23. Lebensjahres.

In Fällen besonderen Notstandes kann die Arbeitsdienstpflicht auf Männer bis zum Alter von 50, auf Frauen bis zum Alter von 38 Jahren ausgedehnt werden.

§ 3. Von jedem Alter können jedoch grundsätzlich während desselben Jahres nicht mehr als 30% einberufen werden.

§ 4. Die Arbeitsdienstpflicht verfolgt den Zweck:

1. Das Verantwortlichkeitsgefühl gegen Volk und Staat zu wecken und zu stärken,
2. die Arbeitsdienstpflichtigen geistig zu heben und körperlich zu kräftigen,
3. die Klassengegensätze zu mildern,
4. die wirtschaftliche Not zu lindern und die Produktion und den allgemeinen Wohlstand zu heben.

§ 5. Die Aufgaben für die männlichen Arbeitsdienstpflichtigen sind:

1. Hebung des Kulturzustandes deutschen Bodens durch Urbarmachung von Niedländern und Mooren bzw. durch Arbeiten in Landwirtschaft und Forsten, Eindeichungsarbeiten, Siedlungsarbeiten, Torf- und Braunkohlenverwertung,
2. Schaffung von Verkehrswegen, insbesondere Kanälen, Eisenbahnen, Hafenanlagen und Straßen,
3. Stauwerke für Kraftanlagen.

§ 6. Die Aufgaben für die weiblichen Arbeitsdienstpflichtigen sind:

1. Arbeiten in Volksschulen und in Pflegeanstalten, insbesondere Kranken-, Armen- und Waisenhäusern, Säuglings- und Kinderheimen,
2. Arbeiten in Landwirtschaft und in Gärtnereien,
3. Arbeiten in Bekleidungsämtern für die Arbeitsdienstpflichtigen und für Pflegeanstalten.

§ 7. Ausgeschlossen sind alle gesundheitschädlichen und eine fachliche Schulung voraussetzenden Arbeiten, insbesondere industrielle Tätigkeit.

§ 8. Die Dauer der Arbeitsdienstpflicht beträgt 1 Jahr; sie kann jedoch in Fällen besonderen Notstandes bis zur Behebung desselben verlängert werden.

§ 9. Ausnahmsweise kann, insbesondere zur Vermeidung unbilliger Härten und der Unterbrechung von Lehrzeiten die Einziehung von Arbeitsdienstpflichtigen auf bestimmte Zeit verschoben werden.

§ 10. Die tägliche Arbeitszeit soll grundsätzlich 6 Stunden nicht überschreiten; die übrige Zeit des Tages ist mit Turnen, Sport, Unterricht und Vorträgen auszufüllen.

§ 11. Der Unterricht hat sich vor allem mit Fragen der Heimat und des Volkstums, der Volksgesundheit, Siedlung und Auswanderung zu befassen.

Dem Arbeitsdienstpflichtigen ist während des Dienstjahres Gelegenheit zu freiwilliger Fortbildung und Ablegung einer Prüfung in den genannten Gebieten zu geben.

§ 12. Von der Arbeitsdienstpflicht sind befreit:

1. Mütter,
2. verheiratete, kinderlose Frauen, soweit sie das 18. Lebensjahr vollendet haben,
3. Reichswehrangehörige,
4. alle diejenigen, die nach einem vom Reichsgesundheitsamte genehmigten besonderen Verzeichnis der Krankheiten für irgendwelche physische und geistige Arbeit unfähig erklärt werden.

§ 13. Von der Arbeitsdienstpflicht sind ausgeschlossen alle diejenigen, die zu Zuchthaus verurteilt worden sind und die die bürgerlichen Ehrenrechte verloren haben.

§ 14. Die Kosten des Arbeitsdienstes trägt das Reich, dem die Leistungen desselben zugute kommen. Leistungen für Gemeinden und Private werden von diesen in Höhe der ihnen bei Selbstvornahme entstehenden Unkosten vergütet. Leistungen, an deren Nutzung die Gemeinden beteiligt sind, werden nach zu vereinbarenden Sätzen von diesen mitgezahlt.

§ 15. Alle Arbeitsdienstpflichtigen werden gleichmäßig bekleidet, verpflegt, untergebracht und gelöhnt. Jede Vergünstigung ist ausgeschlossen.

§ 16. Alle durch den Arbeitsdienst für Staat und Gemeinden geschaffenen Werte bleiben deren unveräußerliches Eigentum.

§ 17. Nur gediente Arbeitsdienstpflichtige und Reichswehrangehörige haben Anspruch auf Zuweisung von Ländereien und Siedlungen, die durch das Arbeitsdienstpflichtgesetz geschaffen sind.

B. Organisation.

§ 18. Damit ein allgemeiner Plan in der Leitung der technischen, wirtschaftlichen und erzieherischen Arbeit festgelegt werden kann, wird bei dem Reichsarbeitsministerium eine „Reichsleitung des Arbeitsdienstes“ unter Vorsitz des Reichsarbeitsministers errichtet.

Der Reichsleitung des Arbeitsdienstes wird ein Beirat beigegeben, der sich aus dem Kultusminister, ärztlichen, technischen und landwirtschaftlichen Sachverständigen zusammensetzt.

Die Reichsleitung hat im Einvernehmen mit dem Beirat und dem Reichsamt für Arbeitsvermittlung zu arbeiten. Sie bestimmt die Einberufung der Jahressklassen, regelt die Verwendung der Arbeitskräfte und ist oberste Beschwerdeinstanz.

§ 19. Bei den Landesarbeitsämtern werden der Reichsleitung entsprechende Bezirksleitungen und Bezirksbeiräte gebildet. Den Vorsitz über die Bezirksleitung führt der Vorsitzende des Arbeitsamtes.

Der Bezirksleitung liegt die gesamte Verwaltung des Arbeitsdienstes in ihrem Bezirke nach den Weisungen der Reichsleitung ob. Die Bezirksleitung ist erste Beschwerdeinstanz.

§ 20. Die Arbeitsdienstpflichtigen werden in Gruppen eingeteilt, an deren Spitze ein von ihnen aus ihrer Mitte erwählter Gruppenführer steht.

§ 21. Mehrere Gruppen bilden zusammen eine Abteilung, die von einem von der Bezirksleitung ernannten Abteilungsführer geleitet wird.

C. Strafbestimmungen.

§ 22. Wer absichtlich gegen das vorliegende Gesetz verstößt oder andere wissentlich zum Ungehorsam gegen daselbe auffordert, insbesondere wer sich absichtlich dem Arbeitsdienst entzieht oder zu entziehen sucht oder andere an der Bestellung zum Arbeitsdienst abhält, wird mit Zuchthaus bis zu Jahren oder, wenn mildernde Umstände vorhanden sind, mit Gefängnis nicht unter bestraft.

§ 23. Wer sich absichtlich verstümmelt oder sich im allgemeinen zum Arbeitsdienst untauglich macht, sowie derjenige, der eine andere Person verstümmelt oder irgendwie untauglich macht, wird mit Zuchthaus bis zu bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so kann auf Gefängnis nicht unter erkannt werden.

§ 24. Für die Übertretungen und Vergehen im Arbeitsdienste werden disziplinarische Strafen festgesetzt, die durch ein besonderes Gesetz festgesetzt werden.

§ 25. Dieses Gesetz tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

Auch wenn man von den eigenartigen Strafbestimmungen absieht, die im letzten Teile des Entwurfs zu finden sind, bleibt der Gesamteindruck der, daß praktisch eine neue allgemeine Wehrpflicht mit ihren üblen Erscheinungen die Folge wäre. Wie will man die zur Arbeitsdienstpflicht Eingezogenen geistig heben, wenn man die tägliche Arbeitszeit auf 6 Stunden ansetzt und sich dann noch einbildet, den übrigen Tag mit sportlichen und pädagogischen Veranstaltungen füllen zu können? Das eine oder das andere muß bestimmt leiden und die Arbeitsdienstpflicht soll doch eine Organisation werden, die spätestens nach den ersten Jahren des Überganges dem Staate keine erheblichen Kosten mehr bringt. Wer im Felde erlebt hat, wie völlig Mannschaften bei praktischer Arbeit versagten, die solche nicht beruflich gewöhnt waren, kann sich ein schwaches Bild davon machen, was es heute bedeuten würde, wenn die Massen unserer Großstadtjugend mit der Urbarmachung von Debländereien beschäftigt würden. Wie stellt man sich die Verwendung der weiblichen Arbeitsdienstpflichtigen vor? In Bulgarien, wo ein Dienstpflichtgesetz zur Tatsache wurde, sah man sehr bald von der Einberufung der Frauen ab.

Gewisse Kreise, die sich für den deutschen Gesetzentwurf interessieren, denken wohl ähnlich wie der Verfasser eines Artikels in den „Hamburger Nachrichten“ vom März 1924. Dort hieß es: Eine völlige Gleichmacherei, etwa um Klassenunterschiede mit allem Nachdruck zu unterdrücken, würde den hohen Wert . . . gänzlich zerstören . . . nicht Rang und Stand sollen bei der Unterbringung unterscheiden, sondern Schulbildung und besondere Begabung. Ein Kommentar zu solchen Offenherzigkeiten ist wohl überflüssig. Ernsthaftere Durchführung des Gesetzes auf sozial gesunder Grundlage hätte die Verwirklichung weitgehender Reformen, namentlich unseres Bodenrechtes im Sinne Damaskhes, wenn nicht zur Voraussetzung, so zur unmittelbaren Folge. Direktor Leopold und seine Freunde würden dann bald keine Anhänger des Dienstpflichtgedankens mehr sein.

Was wir brauchen ist keine Kasernierung unserer Jugend auf militaristischer Grundlage, sondern unter anderen Folgendes:

1. verstärkten Jugendschutz durch Aufenthaltsverbot in Schankstätten jeder Art bis zum Ende des 19. Lebensjahres;
2. Einrichtung von Volks- und Jugendheimen in allen Orten und in genügender Zahl;
3. Fortbildungs- und Berufsschulzwang für beide Geschlechter bis zum Ende des 19. Lebensjahres;
4. Turnen in Verbindung mit Körperkultur als allgemeine Verpflichtung;
5. Heranziehung der Älteren aus der Jugendbewegung aller Richtungen zur sozialen und pädagogischen Jugendarbeit unter gleichzeitiger Beschränkung des bürokratischen Eingreifens auf das geringst mögliche Maß.

Die Verwirklichung solcher Forderungen würde uns dem Guten erheblich nähern, was wohl auch den Schöpfern des Dienstpflichtgesetzentwurfes als Ziel vorschwebte. Dem Entwurf aber müssen wir schärfsten Kampf ansagen. Seine Durchführung wäre ein Unglück für unser Volk.

W. Wacker, Halle

Wanderung durch das Wiehengebirge

(Fortsetzung)

5. In den Meller Bergen

Am Nonnenstein zweigt der südliche Kammerweg ab. Er führt zunächst über Buer in die Meller Berge, jenes Bergland, welches sich zwischen Melle, Ostenwalde und Buer rings

um die Diedrichsburg erstreckt. Diese viel gegliederten, waldbedeckten Berge finden in der von der genannten Burg gekrönten Erhöhung (216 m) ihren höchsten Punkt. Bergan ging es vom Bahnhof Melle dem südlichsten Aus-

käufer des Berglandes, dem Klett, entgegen.
Er bot uns einen herrlichen Blick auf das im
Talle liegende Melle.

„Dein gedenke ich, o Klett, und deiner Schatten-
gebüsche,
Deiner lustigen Höhen, von wallenden Saaten
umkränzt

Wie weilet,
Ach! so gern das Auge bei deiner Schöne, wie
schweift es,

Ach! so gern umher von deinen friedlichen Höhen!
Reizend ist die Ferne, von Burgs blauem Ge-
birg' an

Bis dahin, wo im Abendrot die türmende Stadt
glänzt.

Wie schön ist
Nicht das hüttenbesäte Thal! Wie schön nicht von
da an,

Wo aus Wald und Gebüsch das stille Niemaloh
so freundlich,

Wie aus ihrer Hütte die muntere Wirtin, hervor-
blickt,

Bis hinab, wo das Thal in waldigen Hügeln sich
endigt!

Ha! Wie wechselt die Gegend umher gleich Wogen
des Meeres!

Wo bescheiden die Flur sich erhebt, als wollte
zum Hügel

Sie entschwellen, da wallen im Winde die wogen-
den Saaten;

Wo sie sich neigt, da weiden im Grunde die
fröhlichen Herden.

Ach! und der Blumentepich, das freundliche
Grün und der Hügel

Schattengebüsche, wie halten sie fest die spähen-
den Blicke!

Wie durch grünes Gewand ein Silberfaden, so
windet

Sich der Elbe still Gewässer durch Auen von
Anmut

Und befruchtet den Ager und tränkt die freud-
igen Herden.“

so singt begeistert der Dichter J. A. Klöntrup!

Doch weiter durch wogende Kornfelder, aus
denen das Blau der Kornblumen tausendfach
leuchtet, vermischt mit dem Rot des Mohns!
Wald nahmen uns lauschige Buchen- und Nadel-
wälder auf. Wo es uns eine freie Stelle er-
möglichte, Umschau zu halten, da trat dem Auge
immer und immer wieder das Bild der Died-
richsburg entgegen! Noch ein steiler Anstieg und
sie war erreicht. Das alte Burgschloß ist völlig
verschunden. Es soll von einem Grafen Diedrich

aus Wittelindschem Stamme erbaut worden sein.
Der jetzige stattliche Bau stammt aus der Mitte
des vorigen Jahrhunderts. Mit seinem massigen,
viereckigen Turm beherrscht er die ganze Gegend.
Prachtvolle Ausblicke eröffnen sich von ihm aus
auf das Wiehengebirge von Osterkappeln bis zur
Porta, auf das weitgedehnte Hase- und Elsetal
und den Teutoburgerwald mit seinen nördlichen
Vorlagerungen. Zu den Füßen liegt Melle, ein
sehr alter Ort. Er verdankt seine Entstehung
einstells seiner alten Kirche, die um 800 von
Karl dem Großen gegründet sein soll, andern-
teils aber auch den Mittelpunkt des alten Grain-
oder Grönegaues bildete. Der Grönenberg war
eine um 1200 erbaute bischöfliche Landesfestung
und Stiftsburg, die wiederholt als Sommer-
residenz der Osnabrücker Bischöfe diente.

Ein bemerkenswerter Punkt in der Lallands-
schaft bei Melle ist noch die alte Wasserburg
Haus Bruche. Bedeutend interessanter ist jedoch
das westlich an der Elbe liegende Haus Gesmold.
Dieses altersgraue Schloß, gegen das offene
Land durch Mauer, Tor und Graben abgeschlos-
sen, wird zuerst im 12. Jahrhundert im Besitze
einer Familie von Gesmel erwähnt. Seine Ge-
schichte bildet eine fortlaufende Kette von Streitig-
keiten zwischen den Herren des Landes sowohl,
als auch den umwohnenden Bauern und Hörigen.
Nachdem es im Laufe der Jahrhunderte oft-
mals seine Besitzer gewechselt hatte, kam es in
die Hände der heutigen Eigentümer, der Frei-
herren von Hammerstein, die es seit 1664 haben.

Dicht dabei liegt Dorf Gesmold mit der durch
ihre eigentümliche Bauart (ein regelmäßiges
Zwölfeck) ins Auge fallenden Kirche, die un-
willkürlich an einen Zirkus erinnert. In der
Mitte des Dorfes erhebt sich ein von einer Mauer
umgebener und von einer Linde überschatteter
Erdhügel: der Freistuhl der Feme zu Gesmold.
Er soll aus dem 13. Jahrhundert stammen.
Am Eingang hängt an einer Kette das Zeichen
der Gerichtsbarkeit: ein Steinwürfel. Unter der
Femlinde hielt die Feme unter ihrem Freiherren
ihre Sitzungen heimlich und nächtlich ab. Un-
erkannte Femboten luden den Angeklagten vor,
vermummte Richter sprachen das Recht, und
der Spruch ward vollstreckt, auch wenn der
Schuldige sich seinem Richter nicht gestellt und
sich seinem Arm zu entziehen gewußt hatte. Der
Dolch mit dem Zeichen der Feme verkündete bei
der gefundenen Leiche, wie sicher aus dem Dunkel
sie rächende Nemesis getroffen.

Jedoch nicht seiner Geschichte wegen wird dieser
Ort von Wanderern viel aufgesucht, sondern die

in der Nähe befindliche Bifurkation der Hase ist es, auf die sich das Hauptinteresse konzentriert! Die Hase, die weiter südlich am Beutling bei Wellingholzhausen, dem Nordabhange des Osning's, entspringt, teilt sich nämlich hier in zwei Arme. Während der eine in ursprünglicher Richtung als Hase zur Ems fließt, wird der andere Arm, den die Hase hier nach Osten entsendet, von hier an Else genannt, die später in die Werra und mit dieser zusammen in die Weser mündet. Erklärt wird diese berühmte Flußgabelung dadurch, daß in dem an dieser Stelle fast wagenrechten Flußbette eine geringe Bodenerhöhung auftritt, die naturgemäß als keilförmige Wasserscheide wirken mußte. Durch eine Auspflasterung hat man die Gabelung so zu regeln versucht, daß zwei Drittel des Wassers zur Hase und ein Drittel zur Else fließen.

Anderer Auffassung nach soll die Gabelung entstanden sein durch den Durchbruch der Hase nach dem ihr parallel fließenden Uhlenbache, der ebenfalls am Beutling entspringt. Die Uhle, von „angeblicher Gabelung“ an „fälschlich“ Else genannt, vereinigt sich östlich Gesmold mit dem Oldendorfer Mühlenbache. Dieser entspringt bei Ostenwalde in der Nähe eines Hofes, der den alten Namen „Esemeyer“ trägt. Auf einer Karte aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts wird dieser Ursprung ausdrücklich als „Esequelle“ bezeichnet. Demnach müßte die Bezeichnung „Else“ dem Oldendorfer Mühlenbach zukommen. Wäre diese Annahme richtig, dann würde also die „Uhle zur Else“ und mit dieser zur Weser fließen. Dann käme also eine Gabelung der Hase im üblichen Sinne gar nicht in Betracht.

Dieser Flußgabelung ist der „Gesmolder Aufstand“ zu verdanken. Der Gutsherr von Gesmold hatte 1794 einen Müller im Schloßthurm gefangen setzen lassen. Derselbe sollte an der Bifurkation Steine in die Hase geworfen haben, um so zu ermöglichen, daß dieser und seiner Mühle mehr Wasser zugeführt wurde. Nachts rottete sich die erregte Bevölkerung zusammen, überfiel das Schloß, befreite den Gefangenen und riß den Schloßthurm nieder.

Inzwischen war es Zeit zum Aufbruch geworden. Durch das Hellstiel, einen romantischen Waldgrund, geleitete uns der Weg von der Diedrichsburg hinab durch prächtigen Hochwald zum Gut Ostenwalde. Zwischen dem Moseler Berg im Norden und dem Adolfsberg im Süden liegt es in anmutiger Ruhe eingebettet. Mit seinen stillen Waldteichen, den alten Gebäuden und der eisenmrankten Mühle bildet es

ein Juwel der Umgebung. Von Ostenwalde führt der Kammweg über den Moseler, Oldendorfer, Westerhauser Berg, Langerke, Groß- und Klein-Zuschlag nach Schleddehausen, einen kleinen Ort von zirka 600 Einwohnern. Am östlichen Dorfausgang fiel uns ein Steinwerk auf. Es ist der Ueberrest eines alten bischöflichen Meierhofes, der 1781 nebst 65 Häusern des Ortes einer Feuersbrunst zum Opfer fiel.

Eine der schönsten Zierden in der waldbreichen Umgebung ist das nahe gelegene Schloß Schelenburg. Mit starken Mauern bewehrt und zierlichen Türmchen versehen, ringsum von einem breiten Burggraben umflossen, bildet sie das Muster einer mittelalterlichen Wasserburg. Im 11. Jahrhundert im Besitz einer Familie von Sledesen, wurde sie durch Heirat das Eigentum des Ritters Rabod von Schele. 1490 durch einen großen Brand zerstört, machte sich ein Neubau nötig, der 1582 in der jetzigen Gestalt vollendet wurde. Später wurden dann noch einige Flügel angebaut, welche den Binnenhof umschließen.

6. Osna brück entgegen.

Von hier aus zieht der Kammweg über Wellinger und Halter Berg (135 m) nach Belm. Ein anderer Weg führt westlich über Feggen und Meckeloch nach Lüsstringen. Hier dehnt sich die Lüsstringer Heide. Ihre Entstehung ist dem Ortsstein oder Raseneisenerz zuzuschreiben, der den Boden für Wasser undurchdringlich gemacht hat. Einem schmalen Fußpfad folgten wir. Er erweiterte sich immer mehr, um dann in eine Kiefernbestandene Anhöhe auszulaufen. Vor uns baute sich ein mächtiges Hünengrab auf. Es sind die Teufelssteine bei Lüsstringen.

In graue, graue Zeiten schwebt unser Geist zurück: Eine Eiskruste bedeckte die Mutter Erde. Gewaltige Gletscher aus dem hohen Norden machten ihren Vormarsch nach Süden. Auf ihrem Rücken trugen sie Kolosse von Granit, aus dem Norden Scandinaviens stammend. Dann kam eine andere Zeit. In grimmigem Kampfe hatte die Sonne ihre Gegner besiegt. Unter ihren warmen Strahlen taute die Eiskruste, schmolzen die Gletscher dahin. Nur die gewaltigen Steine von nordischem Granit blieben dort liegen, wo sie der Gletscher hingetragen hatte. Keine Rückkehr in die Heimat mehr! Ausgesetzt — verzessen — Findlingalos! So trauerten sie dahin. Da werden sie aus ihrem Schlafe aufgeweckt. Dunkle Nacht ist es, da nähert sich dem Walde ein stummer Zug. Blutröter Fackelschein geistert

über die Menge dahin. In ihrer Mitte tragen sie eine Bahre. Auf ihr liegt ein Loter. Auf dem Platz wird ein Holzstoß errichtet. Auf ihn wird der Lote gelegt. Hierig züngeln die Flammen an den Holzseiten empor, flackern immer höher und hüllen zuletzt den Toten ganz ein. Tiefes Schweigen ringsum. Als das Feuer erloschen, da wird die Asche in eine graue Urne aus Ton gesammelt und der Erde übergeben. Die nächste Zeit haben alle das Bestreben, den Toten zu ehren. Ein Hügel wölbt sich über dem Grabe. Alle Findlinge der Umgebung werden herbeigewälzt. Kunstvoll werden sie über dem Grabe zu einem Rechteck errichtet. Ein lehtes Ehrenmal!

So sahen die Steine schon Jahrtausende an sich vorüberziehen, sahen Geschlechter kommen und vergehen. Nur sie trogen Wind und Wetter erfolgreich und halten als stumme Zeugen längst verblichener Geschlechter am Waldessaum treue Wacht!

Nach kurzer Wanderung tauchte wieder so ein Steingebilde vor uns auf. Es waren die Grotteschen Steine, auch ein Hünengrab. An der Papierfabrik Grottesch vorbei erreichten wir die Belmer Landstraße. An ihr liegt wieder ein Hünengrab, die Sundermannsteine. Dann hatten wir Belm erreicht. Was uns in dem kleinen Orte auffiel, war die alte katholische Kirche. In ihr soll Wittekinds getauft sein. Hinter Belm verfolgten wir den Kammweg weiter. Zur Rechten bleiben der Gattberg (129 m) und das Dorf Zeller mit den bekannten Zellerlöchern, Erbfällen, die 1782 entstanden sind. Zum Teil sind sie schon wieder zugeschwemmt oder zugeschüttet worden.

Gegen Mittag kamen wir zur Wittekindsburg bei Kulle, einer alten Erdwallbefestigung, die auf waldiger Anhöhe im oberen Nettetale liegt. Sie besteht aus einer Hauptburg in Gestalt eines Wallvierecks und zwei Vorburgen. Geschützt ist der Burgplatz an drei Seiten durch den Steilabfall der Anhöhe, an der ungedeckten Ostseite aber durch einen starken Außenwall. Durch Ausgrabungen sind in dem Kerne des Walles, der

die Hauptburg umgibt, Ueberreste einer aus Kalkstein und Sandmörtel hergestellten Mauer und in der Nordwest- und Südostecke die Fundamente eines runden und viereckigen Wartturmes bloßgelegt worden. Die Burg soll Eigentum Wittekinds gewesen sein. Als er in der Schlacht bei Osnabrück 783 von Karl dem Großen — der heute noch unter dem Namen „der aisle Schlächter“ im Munde des Volkes fortlebt — besiegt worden war, floh er zunächst in diesen befestigten Platz, bis er dann auf dem weiteren Rückzuge nach Norden bei Damme eine entscheidende Niederlage erlitt. In der nördlich der Burg entspringenden Dreifaltigkeitsquelle soll er der Volksfage nach getauft sein. Ein Feldweg führte uns zu den Helmichsteinen, welche unweit Kulle auf einer Anhöhe liegen. Unter diesen Hünensteinen soll Gewa, die Gemahlin Wittekinds, begraben sein.

Abwärts wanderten wir nun im herrlichen Nettetale. In der Nähe des Destringer Meierhofes, einer uralten Siedlung, besuchten wir die Destringer Steine. Sie sollen in früheren Zeiten dem Kult der Frühlingsgöttin Ostara gedient haben. Bald grüßten die ersten Häuser und das stattliche Kloster von Haste. Hinter diesem Dorfe stiegen wir zum Haster Berge empor. Prachtvolle Blicke auf Osnabrück und die Berge des Teutoburgertalwes boten sich uns dar. Aus dem Walde heraustretend gelangten wir nun auf die Straße Osnabrück—Bramsche, die sich in einem tiefen Einschnitt zwischen Haster- und Piesberg hinzieht. Auf ihr ging es weiter. Zur Linken fesselte ein verwittertes Steinkreuz unsere Aufmerksamkeit. Es erinnert an eine hier vorgefallene Mordtat. Hier befand sich früher eine alte Schmiede, die im 17. Jahrhundert der Schlupfwinkel gefürchteter Räuber, wie Hermente, Peter Lavalle und Jan Natuppentügge war. In der engen Honeschlucht überfielen diese Raubgesellen Reisende und Fuhrwerke und plünderten sie, wobei es dann gewöhnlich nicht ohne Blutvergießen abging.

(Schluß folgt)

Willy Ulrich, Ilmenau, zurzeit Mannheim

Eine Besteigung der Zugspitze

Es war am 19. Juli d. J., als wir zu vier in Garmisch-Partenkirchen anlangten. Das Wetter war ziemlich schön, nur ab und zu eine Wolke,

die manchmal an den hohen Felsgipfeln eine Weile hängen blieben, bis sie ein Windstoß vertrieb. Meinen drei Friedrichsfelder Freunden

und mir war es klar, daß wir, da die Gelegenheit günstig war, jeden Versuch unternehmen mußten, um den höchsten Gipfel Deutschlands als erste der Ortsgruppe Friedrichsfeld besteigen zu wollen. Die Bitterung versprach das denkbar Beste. Also besannen wir uns nicht lange und marschierten von Hammersbach um 5 Uhr nachmittags frisch drauf los. Wir hatten die Absicht, in der Höllentalhütte zu nächtigen, um am andern Morgen von hier aufzusteigen. Unser Weg führte uns zuerst durch die wildromantische Höllentalflamm. Es ist dies eine Felspalte von riesenhafter Ausdehnung in der Länge, durch die das Wasser schäumend braust. Dabei ging es durch 11 Tunnels, in denen zeitweise eine vollständige Finsternis herrschte. Stellenweise tropfte das Wasser herunter, so daß wir auch naß wurden. Trotzdem gingen wir ohne Schuh und Strümpfe. Viele Klammbesucher, die uns begegneten, staunten, als sie uns barfüßig daher kommen sahen. Dessenungeachtet kamen wir um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr voll froher Zuversicht im Schutzhause an. Eine ganze Anzahl von Touristen war schon anwesend. Wir nahmen einen Imbiß zu uns und unterhielten uns von dem kommenden Tag. Um 9 Uhr ging alles zur Ruhe. Wir hatten noch nicht lange geschlafen, es mochte $\frac{1}{2}$ 2 Uhr sein, als schon die ersten aufstanden und abrückten. Auch wir ließen uns nicht lange nötigen und standen um 3 Uhr auf. Draußen herrschte noch ziemliche Dunkelheit. Als wir ins Freie traten, waren wir doch froh, daß sich das Wetter so schön gehalten hatte. Sterne leuchteten noch herab und einige Wolkenfetzen jagten hoch am Himmel dahin, die aber bald von der aufgehenden Sonne verdrängt wurden. Nun heißt es nicht lange warten. Flugs wurde ein Rucksack gepackt und mit dem nötigsten Proviant verließen wir 3,40 Uhr die Hütte. Am Anfang ging's einen leicht ansteigenden Pfad entlang. Umgefahr 5 Uhr konnte es sein, als die Sonne prachtvoll im Osten aufging und die Felswände mit einem wundervollen Strahlenerguß begrüßte. Entzückt von dem herrlichen Naturschauspiel stiegen wir weiter, aber wir merkten bald, daß wir den richtigen Weg verfehlt hatten und kehrten nach kurzer Umschau nach dem Eibsee wieder um. Döstlich lag der Warenstein und südlich lief ein scharfer Grad zur Zugspitze. Wir entschlossen uns zu dem Abstieg, um den richtigen Weg zu finden, welcher $\frac{1}{2}$ Stunde von der Hütte entfernt mehr nach rechts einbog, und mit frischer Kraft ging's zum neuen Aufstieg. 7,40 Uhr gingen wir an den zweiten Aufstieg und kamen nach

kurzem Marsch an der Felswand, welche wie eine Feuerleiter in die Höhe starrt, an. Schnell kamen wir über die Felswand hinaus in einen Fallkessel, wo unser Weg etwas leichter anstieg. Im Hintergrunde mußten wir über ein 800 bis 900 m langes Schneefeld, das durchzogen von Spalten und Rissen war. Hier hieß es: die größte Vorsicht. Glücklicherweise kamen wir hinüber, bis wir vor der fast senkrecht aufsteigenden Felswand waren. Hier kam der schwierigste Aufstieg. Fast senkrecht ging's hinauf immer am gesicherten Drahtseil entlang mit Händen und Füßen arbeitend. Wir hatten unsere Schuhe wieder ausgezogen, da es so besser ging und wir schneller vorwärts kamen. Verschiedene Partien überholten wir, trotzdem diese Eispickel und Kletterstübe an hatten. Oft geht es über Eisenstäbe, die in die Felsen eingemauert waren, hinweg.

Unter uns gähnte die Tiefe. So kamen wir 11,20 Uhr auf den Gipfel und das Münchner Haus (2964 m). Ein herrlicher Rundblick bot sich uns von hier. Ueber uns wölbte sich der azurblaue Himmel mit einem herrlichen Wolkenkranz. Im Süden lagen majestätisch die Tiroler Berge, östlich bis zum Wendelstein und Watzmann. Gegen Norden die Boralpen mit dem Flachland und westlich die Algäuer Alpen. Unter uns lag Partenkirchen. Grotesk wirkten die scharfen Grade und Felsgipfel des Wettersteingebirges. Dazu am Südbang der Schneeferner des Rheintales. Alles in allem ergibt einen herrlichen Rundblick. In aller Ruhe rasteten wir, während der Wind kühl pfiff. Eine gute Stunde hielten wir uns auf und 12,30 Uhr begannen wir den Abstieg, der sich noch gefährlicher erwies, als der Aufstieg. Doch kamen wir schnell ohne jeden Zwischenfall am Schneefeld an. Zwei von meinen Freunden rutschten ein Stück auf allen Vieren und kamen schnell vorwärts. Den Abstieg überwandern wir ebenfalls spielend und gelangten wohlbehalten Punkt 4 Uhr in der Hütte an. Nach einer kleinen Rast wanden wir uns Kammerbach zu, das wir um 8 Uhr erreichten.

Damit wäre uns die Besteigung der Zugspitze glänzend gelungen, wie uns auch die Besteigungen des Hohen Staufen und Watzmann gelungen sind.

Diese Fahrt wurde anschließend an die Heimreise aus Rumänien in Angriff genommen. Wir waren 6 Wochen in den österreichischen und bayrischen Alpen.

„Berg frei!“

Hermann Ost, Saalfeld

Zur Höhe wollen wir!

Wir feierten die Wintersonnenwende, das Julfest unserer Vorfahren. Nach dem Symbol der Sonne, dem rollenden Rade, das hjol oder jol genannt wurde, entstand sein Name: Julfest. Die christliche Kirche feiert um diese Zeit ihr Weihnachtsfest. Wie fast alle kirchlichen Feste, ist auch das Weihnachtsfest heidnischen Ursprungs. Die heidnisch-germanischen Feste verdanken ihre Entstehung der primitiven Naturerkenntnis unserer Vorfahren.

Die christliche Kirche trug dem Volksempfinden ihrer Erstzeit Rechnung und übernahm die Feste, gab ihnen natürlich eine der christlichen Symbolik angepasste Bedeutung. So wurde das Weihnachtsfest das Fest der Liebe, der christlichen Nächstenliebe, die durch die Darstellung der Mutterliebe Marias zum Jesuskind verkörpert ist. Wie heuchlerisch noch heute diese Ersakanpassung ist, zeigt uns jeder Tag, der neues Elend zeigt und zeitigt. Sehen wir die Geschichte des Christentums durch, so finden wir, wie grauenvoll, jeder Menschlichkeit bar, die Zeiten diese Geschichte erlebten. Der moderne denkende Mensch, vor allem der Naturfreund, hat sich von dem Bann der mythologischen Anschauung, vom Glauben an das Uebernatürliche und Scheingöttliche befreit. Wir haben gelernt, alles von unserer Naturanschauung von unseren heidnischen Vorfahren. Jene standen unter dem Banne der Naturgewalten und Erscheinungen, die sie zum Denken und zum Handeln zwangen. Wir stehen unter dem Banne des Naturgeschehens. Waren den Alten viele Formen und Ursachen der Naturkräfte rätselhaft, so ist uns heute, dank der Erfolge und Arbeiten der Wissenschaften aller Zeiten, manches Rätsel gelöst. Wir glauben und vermuten nicht nur, wir prüfen und suchen.

Die Alten personifizierten die Naturerscheinungen und formten Wesen, denen alle guten und bösen Eigenschaften der Menschen zu eigen waren. Der Geisterglaube entwickelte sich. Wir finden ihn bei fast allen Naturvölkern. Gerade der Winter mit dem kurzen Tag und der lange währenden Dunkelheit war die Zeit der bösen Geister. Um die Zeit der Sonnenwende dachte man sich die Dunkelheit am belebtesten. Die Zeit, während der die Natur scheinbar in starren

Jesseln lag, zwang zum Glauben an böse Wesen, die die Luft bevölkerten und das Licht hinderten, zur Erde zu kommen. Man kam der kämpfenden Sonne, der Lichtspenderin, mit allen Mitteln zu Hilfe. Eins der Mittel war das Abbrennen großer Feuer, die Urform unserer Sonnenwendfeuer. Es ist also der Kampf ums Licht, gegen das Böse, das die Sonnenwendfeiern der Altvorderen veranlaßte. Wir finden diese Erscheinungen in ähnlicher Form aufs Christfest übernommen. Wir brennen Kerzen am Baume. Strahlende Lichter flammen auf und deuten an, daß das Licht über das Dunkle Sieger sein soll. Außer dem Feuer dienten Tanz und Musik den Beschwörungen und Lichtopfern unserer Alten in hervorragender Weise. Auch wir sagen uns von der Christlegende los. Wir kämpfen, wie die Alten, um das Licht, um Freiheit und Anschauung. Wir kämpfen gegen das Böse, Unmenschliche und wollen erkämpfen das Edle, Gute, das Menschentum. Heute mehr denn je! Wohl klangen wie immer die Glocken der Kirchen, die Gläubigen zu rufen, zu erinnern. Wohl plärzten wie immer in den Kirchen die Pfaffen ihr: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. — Heuchler in Kutten, heute wie einst. Glaubt ihr, sie sehen nicht, wie es um den Frieden auf Erden bestellt ist? Glaubt ihr, sie wissen nicht, wie das Wohlgefallen für die Menschen sehr karg und einseitig verteilt ist? Sie wissen es und helfen mit, daß es so bleibt. Sie schlagen ihre eigenen Worte ins Gesicht und machen sie zur hohlen Phrase. Von dieser Seite kann uns kein Heil kommen. Wir müssen es uns selbst schaffen. Wir schaffen es! — Wir sehen den neuen Heiland, den Welterlöser Sozialismus erhobenen Hauptes über die Schwären und Ekel auslösenden Erscheinungen unserer Zeit dahinschreiten. Wir sehen ihn rein und stark den Weg bereiten, den das Volk, das Proletariat, als sein eigener Erlöser zu gehen hat. Haben wir uns selbst erlöst, dann ist die Menschheitsidee mit erlöst. Dann soll es heißen: Friede auf Erden und Wohlgefallen allen Menschen. — Bis dahin heißt es schaffen und wirken, eingedenk sein des Wortes: Zur Höhe wollen wir!

R. P. Hjr.